

Willy Purucker

Die Grandauers
und die Zeit danach

Roman

LangenMüller

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.langen-mueller-verlag.de

© 2010 by LangenMüller in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinkel
Umschlagmotiv: Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten
Gesetzt aus der 10,7/13 Punkt Sabon
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7844-3216-8

1.

München, im Frühjahr 1945:

Die Fliegerbombe hatte ein Stück vom Hausdach weggerissen und die Außenmauer vor den oberen Wohnungen buchstäblich aufgeklappt. Nun, nachdem sich der Staub verzogen hatte, konnte man von der Straße aus in die Wohnungen hineinschauen. Auch in das Schlafzimmer von Traudl und Karl Grandauer. Aber davon war kaum etwas übrig geblieben.

Die Leute im Haus hatten den Bombentreffer im Luftschutzkeller überlebt und die aus den unteren Stockwerken schleppten danach heraus, was zu retten war. Eine alte Frau krabbelte derweil über die Schuttberge und rief immerzu nach ihrer Katze.

Traudl Grandauer stand mit ihrer Mutter drüben auf der anderen Straßenseite, aus Angst vor herabstürzenden Trümmern. Die Mutter hing am Arm ihrer Tochter und mit den Augen hatte sie sich an das Nebenhaus geklammert, das völlig unzerstört geblieben war. Sie hatte von jeher einen hilfreichen Instinkt im Umgang mit dem Schicksal.

Karl Grandauer war zuvor noch mal in den Keller zurückgelaufen, um sein Fahrrad zu bergen und den Luftschutzkoffer. Den hatten sie in der allgemeinen Aufregung im Schutzraum vergessen. So einen Koffer besaß bald jeder, mit Dingen, die ihm besonders wichtig waren. Traudl war sehr erleichtert, als sie dann ihren Mann wieder herauskommen sah. Es hätte ja sein können, auch die unteren Etagen wären, solange er noch im Haus war, plötzlich in sich zusammengesackt.

»Na, Gott sei Dank, dass du da bist!«, sagte die Traudl. Und die Oma seufzte: »Es geht immer alles so furchtbar schnell, dass man gar nicht zum Denken kommt.«

Die Traudl blickte hinauf in ihr Schlafzimmer und sagte noch immer fassungslos: »Alles kaputt! Und, wo geh'n ma jetzt hin?«

»Ich weiß es auch nicht«, sagte der Karl. »Der Adi wenn wenigstens noch da wär'...«

Aber sein jüngerer Bruder wäre auch früher nicht derjenige gewesen, von dem er sich gerne hätte helfen lassen. Ihr Verhältnis war längst schon aus der angestammten Rangordnung geraten, schon, als der Jurist und Blutordenträger Adolf Grandauer, von der »neuen Zeit« begünstigt, seine rasante Karriere antrat, während der große Bruder eher glanzlos auf seiner mittleren Beamtenlaufbahn dahinzockelte. Inzwischen waren allerdings schwerwiegendere Gründe hinzugekommen: Im Sommer 1944 hieß es, Hauptmann Adolf Grandauer wäre in russische Gefangenschaft geraten, seither hat man jedenfalls nichts mehr von ihm gehört.

Und im selben Jahr noch war Adolfs Frau mit vier von ihren fünf Kindern bei einem Luftangriff auf München ums Leben gekommen. Darüber waren dann ihre operettenhaften Bekenntnisse zum Führer und seinem Krieg bald vergessen. Nun war nur noch der kleine Hermann am Leben, der seinen Vornamen einer Begegnung des Vaters mit dem Reichsmarschall Hermann Göring zu verdanken hatte.

Hermännchen war zum Zeitpunkt der Katastrophe in der Bäckerei Kreitmeier, bei seinem Onkel Max und der Tante Kathi, seiner zweiten Frau.

Da war er immer sehr gerne, auch wenn ihn der Onkel manches Mal mit seinen spöttischen Bemerkungen über den Endsieg arg durcheinanderbrachte; denn von seinen Eltern war er Zweifel daran nicht gewöhnt. Dafür durfte sich der Bub dann in der Backstube mit dem braunen, klebrigen Lebkuchenersatz vollstopfen und ganze Tüten damit nach

Hause nehmen – solange es dieses Zuhause noch gab. Seine Mutter mochte die saccharinsüßen Dinger auch und war bereit, dafür über den schlechten Einfluss des Onkels hinwegzusehen.

Ebenso auch über ein anderes Problem: Bei den Kreitmeiers wohnte damals noch eine entferntere Verwandte mit ihrem Töchterchen Gerti. Die junge Frau lebte allerdings sehr zurückgezogen, und vielleicht kam es ja auch daher, dass sie für das Hermännchen etwas Geheimnisvolles umgab. Sie hieß Tante Klara, aber manchmal sagte die Oma, wenn sie zu Besuch war, auch Sara zu ihr. Und dann erschrak sie jedes Mal hinterher.

Leider wurde die Angelegenheit nicht einfacher für den Buben, als die Oma sie ihm eines Tages zu erklären versuchte: »Es ist nämlich so, Kind: Sara soll man eigentlich gar nimmer sagen. Weil sonst gleich jeder denkt, dass es was mit den Juden zu tun hat. Das habt ihr doch bestimmt auch schon in der Schule gelernt. Aber jetzt pass' amal auf, Hermann: Das war nämlich bei unserer Sara ganz anders. Die ist als kleines Mädchen ganz kurz amal in einem jüdischen Haus aufgewachsen. Und die Leute ham sie halt immer Sara gerufen. Da is ja auch weiter nix dabei, net. Deswegen wird einer ja noch lange kein Jude. Und schon gar nicht so einer, wie ihr das in der Schule lernt. Das sind nämlich ganz andere. Und am allerbesten ist es, man redet überhaupt nicht drüber. Sie ist die Tante Klara und fertig! Und wir ham sie doch alle lieb! Und wollen nicht, dass ihr was geschieht! Du doch auch nicht, Hermännle, oder!«

*

In derselben Nacht, in der die Grandauers ausgebombt worden waren, hatten die Kreitmeiers – keine halbe Wegstunde entfernt – nur ein paar Fensterscheiben eingebüßt und so was war ja kaum noch der Rede wert.

Da es auch die Schaufensterscheibe betroffen hatte, nagelte der Max einfach einen großen, stabilen Pappkarton vor seine Auslage und brabbelte vor sich hin: »Jetzt seh'n die Leut' wenigstens nimmer von draußen scho, dass' bei uns im Laden nix G'scheit's gibt.«

Es war noch dunkel, als die Frau Kreitmeier dann ihre Ladentüre aufschloss und auf die Straße hinaus trat, um das zugenagelte Fenster zu besichtigen: »Mei ... schön is anders! Jetzt kommt halt gar kein Tageslicht mehr nei!«

»Was wollt's denn mit am Tageslicht, Kathl? Schau'n die Leut' ja noch ausgespuckter aus als wie beim Elektrischen!«

Gleichzeitig näherten sich langsam, zögerlich drei Gestalten mit Koffer, Fahrrad und hängenden Köpfen. Die Kathi hatte sie schnell erkannt und holte tief Luft, bevor sie in den Laden rief: »Max! Schau amal, wer da kommt!« Und als er dann ebenfalls vor die Türe trat, standen ihm die drei, vom Nieselregen durchnässt, vor Augen, wie biblische Gestalten nach der Vertreibung aus dem Paradies.

»Auweh! Hat's euch auch erwischt!«, sagte der Max mitfühlend und die Traudl ließ sich in Kathis ausgebreitete Arme fallen und schluchzte: »Mein Gott, ham mir ein Glück g'habt ... ein Glück!« Zugleich landete die Oma an der Brust des Bäckermeisters, von wo sie ihm fast mädchenhaft aufgekratzt anvertraute: »Also, ich denk' fei immer noch ... ich warte jetzt einfach ab, bis ich aufwach' ... und dann hab' ich das alles bloß so geträumt.«

»Recht hast, Oma!«, sagte der Max. »Wart's ab, bist'd aufwachst. Das machen wir doch alle so.«

Der Karl war noch zu befangen, und es lähmte ihn auch die Ungewissheit, wie der Schwager auf ihr Ansinnen reagieren würde. Das wäre ja alles viel einfacher gewesen damals, als seine Schwester noch gelebt hatte und mit dem Max verheiratet war. Freilich hatte sich der Karl auch früher nicht immer leicht getan mit dem unverblühten kreit-

meierschen Humor – so wie umgekehrt der Max mit Karls biedersinnigem Ernst.

»Also, jetzt kommt's erst amal ins Haus!«, drängte die Kathi und wechselte dabei einen Blick mit ihrem Mann: »Die sin ja bis auf die Haut nass, die Armen! In der Küch' hama g'heizt, da könnt's euch wenigstens a bissl trocknen lassen.«

»Immer hat er einen Mantel angezogen beim Alarm, der Karli«, sagte die Traudl kopfschüttelnd. »Bloß ausgerechnet heut' nicht!« Und auf den Stiegen hinauf in die Wohnung kam sie dann schon einmal andeutungsweise zur Sache, indem sie sagte: »Mir ham natürlich auch an den Onkel Rudi gedacht... ob ma bei ihm... Irgendwo müss' ma ja unterkommen. Aber der soll im Krankenhaus liegen, der Onkel Rudi. Und niemand weiß, wo.«

Oben, neben dem warmen Küchenherd, taute auch der Karl langsam auf und meinte: »Man wird uns dann vielleicht schon irgendwann a Notquartier zuweisen. Behördlicherseits. Aber wann halt? Wann! Und es geht dabei ja weniger um mich. Ich kann im Büro schlafen. Wäre ich nicht der Einzige.«

Die Oma war still geworden und nachdenklich. Sie hatte den Persianermantel noch an, ohne den sie nie, auch im Sommer nicht, in den Luftschutzkeller gegangen wäre. Und mit einem Mal sagte sie bestürzt: »Die ganzen Schachteln mit den Fotografien! Von unserm Vati! Und von euch! Wie ihr noch Kinder wart. Die sind dann doch auch alle... Nicht ein Foto mehr! Und unser schönes Kaffeeservice! Die Mokkatässle! Allmächtiger! Da is doch nix mehr heil geblieben, von den Tässle!«

»Mei, die Mutti...«, sagte die Traudl und legte den Arm um sie: »Jetzt kommt's allmählich drauf, was passiert is. Wie des so wahnsinnig gekracht hat im Keller... also, das ist ein Schlag g'wesen... dass ma nimmer g'wusst hat, wo ma is. Und wie taub hinterher! Der Kellerboden...das gan-

ze Mauerwerk und alles ... hat richtiggehend gewackelt in dem Moment! Und stockdunkel aufamal! Und ein Staub! Dass ma gedacht hat, ma kriegt keine Luft mehr! Gehustet hams alle und Angst g'habt. Die Kinder ham g'schrien. Und alle wollten schnell naus. Aber unser Oma ... die war ganz still und gar nimmer richtig da. Die hama direkt mit 'naus-zieh'n müssen. Und auch draußen wollt' sie's einfach nicht wahrhaben.«

»Ach Kinder ... das is ja auch zu viel für einen alten Menschen.«

Die Kathi wollte ihren Laden nicht zu lange dem Lehrmädel alleine überlassen und, nachdem sie alles für das Frühstück auf den Tisch gestellt hatte, gab sie ihrem Mann einen kleinen Stups und flüsterte ihm zu: »Jetzt sag' halt endlich was, Max! Sie warten doch drauf.« Dann ging sie hinaus.

»Wieso, is irgendwas unklar?«, fragte er dann und gab sich überrascht: »Weil, von uns aus könnt's natürlich bleiben, solange' ihr wollt. Ich kann euch bloß nicht garantieren, dass unser Häusl bis zum Endsieg stehen bleibt.«

Dass ihm die Traudl daraufhin aus lauter Dankbarkeit um den Hals fiel, war ihm nicht unangenehm. Schon eher die Demut des Schwagers, die er bis dahin bei ihm noch nicht beobachtet hatte: »Aber bitte, bloß keine Umstände, Max! Wir sind für alles dankbar. Ein winziges Eckerl ... und wenn's im Keller is.«

»Der is schon vergeben. Da hama unsern Gesellen einquartiert, den alten Seppi. Den ham's neulich zum zweiten Mal aus seiner Behausung rausgebombt. Hama ihm halt jetzt a Feldbett in unsern Luftschutzkeller gestellt ... dann braucht er beim Nachalarm gar nimmer aufsteh'n. Und in der Früh is er gleich in der Backstub'n. Der Lehrbua schläft hie und da auch drunten, wenn er beim Fliegeralarm nimmer heimkommt.«

Währenddessen ging die Küchentüre auf und ein schlaftrunkener Bub stand da, im langen Nachthemd, und er blinzelte verdutzt von einem zum anderen.

»So is recht! Hama dich aufg'weckt, Hermann?«, sagte der Max und winkte ihn heran: »Hock dich nur her zu uns. Gell, da schaut', was mir in aller Früh schon für einen Besuch ham! Die Oma Soleder und die Tante Traudi und der Onkel Karl!«

»Der Papa auch da?«, fragte der Bub ganz zaghaft, weil er schon so oft enttäuscht worden war.

»Der kommt scho wieder, dein Papa«, tröstete ihn der Max. »Und du ... musst gar net in d' Schul heut?«

Der Hermann schüttelte den Kopf und sagte ohne sonderliches Bedauern: »Weil's Dach kaputt is.«

»Bist' froh, ha?«

»Mei, die Kinder heut'! Wann soll'n die was lernen?«, meinte die Traudl kopfschüttelnd und zog den Buben dabei fest an sich.

»Und wie mag's erst unsre zwei gehen? Ob's überhaupt noch leben? Vom Rudi ham ma nix mehr g'hört seit vorigem Jahr, August. Da is er in Warschau g'wesen. Wo er so gelitten hat. Und der Maxi hat zum letzten Mal Weihnachten was hören lassen. Da waren's irgendwo an der Westfront. Und dass sie ihm das Eiserne Kreuz verliehen haben. Unserm Maxi! Wo der nie so was mögen hat.«

*

Dass sie hier im Bäckerhaus einmal selbst einquartiert werden sollte, das wäre der Oma Soleder nie in den Sinn gekommen. Seit Jahren hatte sie das Haus immer nur schweren Herzens betreten; denn hier endete die Radiokarriere ihres Sohnes Kurt. Und hier begann sein bitterer Abstieg in die kleinbürgerliche Bedeutungslosigkeit, nachdem er – lange vor dem Krieg – auf eine unbedachte Äuße-